

„... damit sie eure guten Werke sehen“

Kurzer geschichtlicher Abriss über das sozial-diakonische Handeln der Gemeinde Jesu im Wandel der Zeit - Teil 2*

4. Das Mittelalter

Die wesentlichen Veränderungen in der sozial-diakonischen Verantwortung der Gemeinde werden im Mittelalter fortgesetzt. Mit der Entstehung des „christlichen Abendlandes“ sind die christliche Kirche und die christliche Gesellschaft zu einer Einheit zusammengewachsen. Die jetzt „christlichen Kaiser“ versuchen als Oberhäupter dieser „christlichen Gesellschaft“ in ihren Herrschaftsgebieten soziale Ordnungen zu etablieren. Aber sie tun das mit sehr unterschiedlicher Intensität und ebenso unterschiedlichem Interesse.

Als leuchtendes Beispiel wird im Mittelalter Karl der Große hervorgehoben, der sich mit christlicher Intention intensiv für soziale Belange seiner Untertanen einsetzte.

Kirchliche Mildtätigkeit geht jetzt aber vorwiegend von den Klöstern aus. Außerdem bilden sich Bruderschaften, sprich „Vereine“, die sich der Armen- und Krankenpflege widmen. Das tun auch einige Orden der Kreuzzugszeit, die Hospitaliter beispielsweise. Aber bald stellen sie den militärischen Auftrag höher als ihren karitativen. Die genossenschaftliche Frauenbewegung der Beginnen ist zu nennen, in der sich vorwiegend wohlhabendere Frauen engagieren, die sich der Armen und Bedürftigen

* Dies ist der zweite und letzte Teil eines Referats, gehalten anlässlich der AGB Jahresversammlung am 17.04.2010 in Nürnberg

und auch der schulischen Ausbildung von Kindern annehmen.

Das massenhafte soziale Elend des Mittelalters wird hingegen von der offiziellen Kirche kaum wahrgenommen. Die konzentriert sich auf Gottesdienst und Kultus oder interessiert sich für Macht und Kunst, wie die späteren Renaissance-Päpste des 15. Jahrhunderts. Dafür lässt man das Betteln als kirchlich und gesellschaftlich akzeptiertes Sozialsystem zu. Ganze Heerscharen solcher Bettler, die sich teilweise in Gilden organisieren und für das Erbettelte sogar Steuern zahlen müssen, geben den Gläubigen vielfältige Möglichkeiten für gute Werke und himmlischen Lohn.

Ein herausleuchtendes Beispiel für praktisch gelebte Nächstenliebe und sozialen Dienst sind in jener Zeit vor allem die Franziskaner. Die von der Liebe zu allen Geschöpfen geprägte Weltzugewandtheit des Franz von Assisi schafft eine Woge von praktisch geübter Nächstenliebe. Durch Krankenpflege – besonders in den großen Pestwellen des 13. Jahrhunderts – und durch Armenspeisungen geben sie den Menschen wieder das Gefühl, dass die Kirche etwas für sie tut und nicht nur etwas von ihnen haben will. Franz von Assisi und seine Glaubensgefährten sind Kirche zum Anfassen. Tausende junger Menschen folgen seinem Beispiel und opfern sich in uneigennützigem Dienst für die Armen und Leidenden auf.

Mit der Entwicklung des Bürgertums übernehmen aber auch die Städte und ihre Bürger karitative Verantwortung. Sie richten städtische Krankenhäuser ein und versorgen unter anderem auch Waisenkinder. Reiche Stifter engagieren sich sozial, so die Fugger, die in Augsburg so etwas wie sozialen Wohnungsbau für arbeitswillige Bürger beginnen. Eine christliche Motivation spielt bei all diesen Unternehmungen mit Sicherheit auch eine wichtige Rolle. Wenn das Urteil des „finsternen Mittelalters“ für die Gesamtepoche sicherlich falsch ist, so trifft es im Blick auf die Sozialsysteme und das Versagen der kirchlichen Hierarchien und Institutionen sicherlich zu.

5. Die Reformationszeit

Wie hält es nun die Reformationszeit mit den guten Werken und dem sozialen Engagement?

Für Luther und die anderen Reformatoren steht fest, dass die guten Werke keinesfalls als Grundlage für den Heilsempfang dienen können. Gerecht vor Gott wird der Mensch allein aus Gnaden und ohne Werke. Es steht für sie aber ebenso fest, dass die guten Werke der empfangenen Gnade notwendig folgen müssen. Luther sieht das auch als Aufgabe der Gemeinde an. Die Kirche muss nicht nur die Seelen, sondern „auch die Leiber“ versorgen. Allerdings bemängelt Luther, dass es an den passenden Formen und vor allem an geeigneten Menschen fehlt, die diese Fürsorge gegenüber den Armen und Bedürftigen im Namen der Gemeinde wirksam ausführen können. Aus diesem Grund entstehen in den meisten protestantischen Gebieten keine wirklich neuen Ansätze sozial-diakonischer Arbeit. Im Wesentlichen werden die Einrichtungen, die es in der mittelalterlichen Zeit gab, fortgeführt. Dazu gehört wieder die Versorgung von Armen und Kranken; Heimpflege wird angeboten und ebenso Haushaltshilfe für Gebrechliche. Mancherorts entstehen auch Kassen, in denen Gelder für Katastrophenfälle gesammelt werden. Daraus werden beispielsweise Kredite für eine Existenzneugründung oder Zuschüsse für die Neubeschaffung von Hausrat gewährt.

Einen besonderen Neuansatz für gemeindliche Sozialaktivität gibt es bei Johannes Calvin in Genf. Aufgrund des neutestamentlichen Diakonats führt er dieses Amt als feste Struktur in der Kirche ein. Die Diakone gehören zur Gemeindeleitung und sind mit den Behörden der Stadt Genf eng vernetzt. Sie sammeln und verteilen Gelder und organisieren praktische Hilfe für alle Bürger, die in Not geraten sind. Solche Diakone werden über einzelne Stadtbezirke eingesetzt, sodass möglichst niemand durch die Maschen fällt. Diese Gemeindestruktur aus Pastoren, Ältesten und Diakonen wird typisch für die reformierte Kirche und führt dazu, dass sie sich im Blick auf soziale Belange deutlich stärker engagiert als die lutherische.

Trotzdem erleben alle reformatorischen Kirchen eine ähnliche Entwicklung wie am Ende der frühen Christenheit. Sie stehen letztlich unter der Oberhoheit der Landesherren. Und die nehmen diese sozialen Hilfeleistungen mehr und mehr in ihre Hände und

gestalten die in ihrem Land genehme Sozialpolitik unabhängig von der Kirche. Die Gemeinde beschränkt sich wieder auf ihre gottesdienstliche Praxis. Der Pfarrer ermutigt die Gemeindeglieder zur Nächstenliebe. Er richtet vielleicht sogar ermahnende Worte an den Landesherren, fürsorglich mit seinen Untertanen umzugehen. Aber die Ortsgemeinde bleibt im Blick auf ein eigenständiges soziales Engagement für die Gesellschaft weitgehend passiv.

Anders verhält es sich bei den Randgruppen der Reformation, beispielsweise bei Täufern wie den Mennoniten oder den Hutterern. Wegen des starken Drucks von außen leben sie eine enge Gemeinschaft. Es entsteht eine hohe Solidarität und eine große Bereitschaft für praktische Nächstenliebe. Aber das alles bleibt innerhalb der eigenen Gruppe und wirkt kaum oder gar nicht in das ihnen vorwiegend feindlich gesinnte Umfeld hinein.

6. Aufklärung und Pietismus

Nach der Katastrophe des Dreißigjährigen Kriegs, in dem alle Fürsorge im Chaos untergegangen war, formiert sich soziale Verantwortung in der Kirche nun ganz neu. Die wesentlichen Impulse kommen aus dem aufblühenden Pietismus. Anführen möchte ich August Hermann Francke in Halle und Nikolaus Ludwig Graf von Zinzendorf in Herrnhut. Beide haben ein gemeinsames Anliegen, aber dennoch einen unterschiedlichen Ansatz. August Hermann Francke möchte eine nachhaltige Veränderung der ganzen Gesellschaft im Geiste des Evangeliums. Es geht ihm um eine Gesellschaftstransformation, die darauf beruht, dass der Einzelmensch durch Bekehrung und Wiedergeburt zu einem ernsthaften Nachfolger Jesu geworden ist. Franckes Motto lautet deshalb: „Weltverwandlung durch Menschenverwandlung“. Mit diesem Anliegen zeigt er sich auch als typischer Vertreter der Aufklärung, der optimistisch darauf setzt, die Probleme dieser Welt lösen und das bedürftige Menschengeschlecht zum Positiven führen zu können. Was Francke in Halle leistet, ist schier unglaublich: Waisenhaus, Schulen unterschiedlichen Typus, grunderneuerte Pädagogik, Engagement in Volks- und

Weltmission und vieles mehr. In den Hochzeiten werden in den Halleschen Einrichtungen 2500 Schüler unterrichtet und christlich geprägt. Von überall her kommen Interessierte, um von Francke zu lernen und sich mit den aufgenommenen Impulsen glaubensmutig in ihrer Heimat an ähnliche Werke zu machen.

Zinzendorf verfolgt einen ganz anderen Ansatz. Er denkt nicht von einer allgemeinen christlichen Gesellschaftstransformation her, sondern ganz konsequent aus der Sicht neutestamentlicher Gemeinde. Die aus einem Erweckungsimpuls hervorgegangene Herrnhuter Brüdergemeine lebt intensive Glaubensgemeinschaft. Sie findet neue gottesdienstliche und gemeindliche Formen und entwickelt eine starke innergemeindliche Diakonie, die dann aber auch im Sinne der Sendbotengemeinde nach außen wirkt. Krankenpflege, Altersversorgung, Versorgung von Invaliden, Waisenhäuser und vieles mehr entstehen. Alles ist Ausdruck des herzlichen und intensiven Lebens innerhalb der Ortsgemeinde. Alle sind einbezogen, auch und gerade die Frauen. Diakone, Helfer und Krankenwärter werden eingesetzt und beziehen in der Betreuung auch die seelsorgerliche Hilfe mit ein.

Sowohl das Konzept Franckes als auch die Erfahrungen der Herrnhuter erreichen eine große Ausstrahlung und wirken inspirierend auf die erwecklichen Kreise und weit darüber hinaus.

6. Erweckung und industrielles Zeitalter im 19. Jahrhundert

Zu einem wahren Boom sozial-diakonischer Arbeit kommt es im 19. und 20. Jahrhundert. Zum einen gehen die großen Erweckungsbewegungen über die Lande. In Amerika, in England, in den Niederlanden, der Schweiz und auch in Deutschland finden Tausende zu einer lebendigen Beziehung zu Jesus. Es entsteht ein großes Potenzial an Menschen, die die erfahrene Jesusliebe an andere weitergeben möchten. Einher geht dies mit dem großen Aufbruch in die Weltmission. Der ist von Anfang an mit sozial-diakonischer Dynamik ausgestattet: Missionsschulen, Waisenhäuser, Krankenhäuser,

Leprastationen und zahllose andere Einrichtungen praktisch gelebter Nächstenliebe begleiten die sich ausweitende Missionsarbeit als integraler Bestandteil. Bis heute ist Missionsarbeit vor allem karitative Arbeit am bedürftigen Menschen.

Gleichzeitig kommt es in den westlichen Ländern durch die Industrielle Revolution zu einer massenhaften Verelendung breiter Bevölkerungsschichten und einer unglaublichen Not. Theodor Fliedner entwickelt den Gedanken der weiblichen Diakonie und löst einen Strom praktischer christlicher Nächstenliebe aus. Im Jahr 1926 gibt es in Deutschland 106 Mutterhäuser mit 28.900 Schwestern. Johann Heinrich Wichern gründet in Hamburg das Rauhe Haus und etabliert durch unermüdlichen Einsatz den Gedanken, dass es nicht nur eine Aufgabe in der äußeren Mission, sondern auch im Inneren gibt. 1848 wird der „Central-Ausschuss für die Innere Mission“ gegründet. Auch Bodelschwing, der die Bethelschen Anstalten in Bielefeld errichtet, schließt sich diesem Gedanken an. Der Einfluss dieser diakonischen Initiativen reicht bis in die Bismarcksche Sozialgesetzgebung hinein. Es wäre eine schier unlösbare Aufgabe, die Unmenge wichtiger diakonischer Initiativen, Einrichtungen, Werke und Persönlichkeiten hier auch nur annähernd aufzählen zu wollen. An dieser positiven Entwicklung nehmen auch die ab Mitte des 19. Jahrhunderts in Deutschland entstehenden Freikirchen teil. Johann Gerhard Oncken kümmert sich in Hamburg um verwahrloste Kinder und Jugendliche; es entsteht eine eigene Mutterhausdiakonie. Auch unsere Brüderbewegung können wir an dieser Stelle aufführen. Wir denken an die vorbildartige Arbeit von Georg Müller, der in Bristol in fünf Häusern 2000 Waisenkinder versorgt, oder an andere Initiativen der Offenen Brüder, die in England beispielsweise mit Suppenküchen und Lebensmittelmarken gegen das Massenelend in den Industriestädten vorgehen. Ein ähnliches Engagement gibt es in Deutschland. Toni von Blücher bietet in Berlin Nähkurse für Frauen an, damit sie den Unterhalt der Familie durch einen Nebenjob mitsichern können. Johannes Saal gründet die „Christliche Pflegeanstalt Schmalkalden-Aue“. Die Alten- und Pflegeheime „Friedenshort“ in

Wuppertal-Ronsdorf und „Elim“ in Critz sind genauso zu nennen, wie die Gründung des Mutterhauses „Persis“ in Elberfeld oder die „Kinderheimat“ in Plettenberg-Oesterau. Bedenkt man jedoch, dass das Wuppertal und das Siegerland Kerngebiete der frühen Industriellen Revolution und damit des Arbeiterelends in Deutschland sind und dass die dort zahlreich entstehenden Brüdergemeinden wirtschaftlich durchaus nicht immer schlecht dastehen, sind die sozial-diakonischen Einrichtungen der Brüderbewegung insgesamt doch eher als bescheiden zu betrachten. Die Versammlungen sind weitgehend nach innen gekehrt und beschäftigen sich vorwiegend mit den „geistlichen“ Dingen.

Bei allen Erfolgen zeigt sich aber insgesamt dennoch eines: Die Menge des sozialen Elends ist so groß, dass Kirchen, Freikirchen, einzelne Gemeinden und couragierte Einzelpersonen ihm trotz größter Anstrengungen letztlich hilflos gegenüberstehen. Es zeigt sich auch, dass sich die Mehrzahl der Notleidenden für den hinter diesem christlichen Engagement stehenden Glauben der Helfer wenig interessiert. Der aufkommende Sozialismus mit der Forderung nach einer radikalen Veränderung der Gesamtgesellschaft scheint für die Massen erfolgversprechender als der stille Weg der Jesusnachfolge. Nach den beiden Weltkriegen entwickelt sich in Deutschland ein Sozialstaat. Er baut auf einem christlichen Werteverständnis auf. Die sozialen und diakonischen Einrichtungen der Kirchen überleben die kriegerischen Jahre. Sie bleiben bis heute ein wichtiger Bestandteil des sozialen Netzes in unserem Land. Einrichtungen wie Kindergärten, Krankenhäuser, Alten- und Pflegeheime, Hospizarbeit, Diakoniestationen, Ehe- und Familienberatung, Suchtberatung, Drogenrehabilitation und vieles mehr stehen in kirchlicher Trägerschaft. Aber der sich in der Nachkriegszeit entwickelnde Sozialstaat entbindet die kirchliche Gemeinde mehr und mehr von ihren angestammten Aufgabenfeldern. Gleichzeitig beginnt die Krise der weiblichen Diakonie, die heute unvermindert anhält. Diakonische Arbeit wird in der gemeindlichen Praxis kaum wahrgenommen. In unseren Gottesdiensten spielt sie keine Rolle. Sie ist nicht nur geografisch, sondern

auch gedanklich ausgelagert. Viele Mitarbeiter in christlichen Einrichtungen teilen das Glaubensfundament der Gründerväter schon lange nicht mehr und verstehen auch das dahinter stehende christliche Wertesystem nicht wirklich. Gerade auch freikirchliche Gemeinden leben teilweise recht abgekapselt von ihrer Umwelt und nehmen die wachsenden Nöte in einem stetig stärker überforderten Staat und einer auseinanderdriftenden Gesellschaft wenig wahr.

7. Unsere Herausforderung

Für uns als einzelne Gemeinden stellt sich deshalb die Frage, ob wir nicht viel bewusster aus unserer Isolation heraus und in die Nöte unserer Umwelt hinein müssten. Dabei stehen wir in unterschiedlichen Spannungsfeldern.

- Ist Nächstenliebe nur ein Mittel zum evangelistischen Zweck oder hat sie einen Selbstwert, selbst wenn niemand oder nur sehr wenige durch unsere guten Werke zum Glauben finden?
- Absorbieren die für soziales Engagement nötigen Anstrengungen unsere Kräfte für die evangelistische Arbeit oder kommen wir überhaupt erst über gelebte Nächstenliebe ins evangelistische Gespräch?
- Ist Gemeinde nur dann gesellschaftsrelevant, wenn sie sich sozial engagiert, oder hat Gemeinde nicht immer Gesellschaftsrelevanz, weil das durch Christus erneuerte Leben grundsätzlich nach außen drängt und lebenserneuend wirkt?
- Müssen wir wirklich die Welt verändern oder genügt es, bescheiden vor Ort Gemeinde zu bauen?

Wir müssen uns davor hüten, sozial-diakonisches Engagement als All-Heilmittel für unsere evangelistische Krise zu verstehen. Jemand sagte: „Unsere Gemeinde hat wegen

unserer sozialen Angebote einen wahnsinnig guten Ruf bei allen Leuten in unserer Nachbarschaft. Nur zum Glauben gekommen ist noch keiner.“ Die meisten werden unsere Hilfe dankbar annehmen und fröhlich an Jesus vorbeilächeln. Gottesdienst ist kein Ersatz für ausgefallene Nächstenliebe; aber Nächstenliebe ersetzt auch keinen Gottesdienst! „Gesellschaftsrelevante Gemeinde“ ist keineswegs eine Erfindung unserer Zeit. Der kurze Blick in die Geschichte hat gezeigt, dass gelebte Nächstenliebe die Gemeinde Jesu in allen Jahrhunderten relevant gemacht hat. Es gibt wohl kaum eine Form sozialer Hilfeleistungen, die nicht schon lange vor uns ähnlich oder gleich praktiziert worden wäre. Das sollte uns demütig machen und vor der Illusion bewahren, als könnten wir der Welt das Paradies beschern und der Gemeinde zum großen Durchbruch verhelfen.

Ich glaube aber auch, dass wir als örtliche Gemeinden viel mutiger und engagierter in unser Umfeld und in die

dortigen Nöte hineinwirken sollten. Wir müssen heraus aus einer selbst gewählten Isolation und Bedeutungslosigkeit für unser Umfeld. Wir müssen die Liebe Jesu unter die Menschen bringen und uns dorthin aufmachen, wohin Jesus heute selbst gegangen wäre. Not zu lindern ist auch dort ein Auftrag, wo niemand oder kaum jemand zum Glauben findet. Unsere Väter haben uns hervorragende Beispiele dafür gegeben, wie die Liebe Christi seine Nachfolger in die Not der Welt hineingedrängt hat. Unsere Gesellschaft braucht überzeugte Christen, die sich einmischen und anpacken und unsere Gesellschaft mitgestalten. Wir dienen Gott, wenn wir auf diese Weise den Menschen dienen. Und wir hoffen und beten, dass Menschen, denen wir dienen, Gott ehren. Damit erfüllen wir das Doppelgebot Jesu: „Du sollst Gott lieben von ganzem Herzen, von ganzer Kraft und ganzem Verstand und deinen Nächsten wie dich selbst.“

Wolfgang Klippert

Wolfgang Klippert ist Lehrer für Kirchengeschichte, Neues Testament und Homiletik an der Biblisch-Theologischen Akademie Wiedenerst.

:P

